

Peter Paul Kaspar

Liturgie genießen

Ist Liturgie genießbar? Ist Genuss hier überhaupt ein Kriterium? Für viele sind die Sonntagsmessen eher befremdlich als unterhaltend. Doch Gottes Dienst sollte nicht langweilen, sondern bereichern: z.B. mittels Stille und Musik.

● *Man trifft einen Freund auf dem Weg ins Konzerthaus, erzählt davon, dass man heute Bachs Johannespassion hören wird, verabschiedet sich und hört noch im Weitergehen den nachgerufenen Wunsch: Viel Spaß! Schmunzelnd über die wohlgemeinte und schlechtformulierte Floskel, beginnt man nachzudenken.*

Was erwarten wir eigentlich von einer gelungenen Veranstaltung ernsterer Art – einem Konzert, einem Ausstellungsbesuch, der Ehrung eines verdienten Menschen, einer politischen Versammlung, einem Gottesdienst ...? Doch nicht in erster Linie, dass sie uns Spaß macht, dass es amüsant wird, dass die Zeit auf angenehme Weise vergeht. Vielleicht schon eher, dass wir nachdenklich werden, zur Ruhe kommen, unser Leben irgendwie bereichert oder vertieft wird, dass wir neue Erkenntnisse gewinnen oder ganz einfach auf gepflegte Weise unterhalten werden.

Gute Unterhaltung? Ist es das? Man kann doch auch auf geistreiche Weise unterhalten wer-

den. Ein politisches Kabarett kann sogar Spaß mit ernsthafter Analyse und Kritik verbinden. Und ein Musical kann doch auch gesellschaftliche und existenzielle Probleme auf seriöse Weise behandeln. So paradox das klingen mag: Ernsthaftes Nachdenken einerseits und Witz und Humor andererseits schließen einander keineswegs aus. Vielleicht kann sogar bei einem Begräbnis geschmunzelt oder während eines Gottesdienstes gelacht werden. (Dass viele Gottesdienste wie Trauerfeiern anmuten, wurde schon häufig kritisch vermerkt.)

Tatsächlich ist die Vermischung von Heiterem mit Ernstem seit jeher ein wichtiger Kunstgriff kultivierter Unterhaltung. Das wissen die Dramatiker wie die Komponisten, die Drehbuchautoren und die Romanciers – aber auch noch der eine oder andere Prediger. Langatmige Festreden, staubtrockene Vorlesungen und eintönige Ansprachen sind sogar dann verpönt, wenn Richtiges und Wichtiges gesagt wird. Wer öffentlich spricht, sollte wissen, dass es nicht nur darauf ankommt, was man sagt, sondern auch wie man es sagt. Demagogen und Populisten demonstrieren den Triumph des Wie über das Was.

Dass man heutzutage auch vor einem Theater- oder Konzertbesuch »Viel Spaß« gewünscht bekommt, kann man einerseits als Ausdruck der

viel gelästerten Spaßkultur lesen, in der es vor allem darum ginge, sich in schrägen und schrillen Events über die Fragwürdigkeit unserer Existenz hinwegzuturnen. Man kann aber daraus auch die – vielfach enttäuschte – Sehnsucht nach elementarer Lebensfreude erspüren, die als berechtigte Sehnsucht in jedem Menschen steckt. Und wenn schon wenig Freude aufkommt – könnte man denken – dann soll es wenigstens Spaß machen.

Kontrastprogramm

● Die Unterhaltungsindustrie bedient – wie jede Industrie – unsere Bedürfnisse. Zwar sind es häufig Surrogate, Ersatzbefriedigungen, in denen nur oberflächlich und kurzfristig erfüllt wird, was wir uns tief und andauernd wünschen. Doch verdient jede Sehnsucht ein Nachdenken über das, worauf sie letztlich gerichtet ist. Wer Lebensfreude mit viel Spaß zu gewinnen sucht, ist letztlich eine traurige Figur. Er füllt seine Seele mit Ballaststoffen ohne jeglichen Nährwert und betäubt sich am bewusstseinstrübenden Cocktail, statt klares Wasser zu trinken (wobei auch ein Gläschen Wein nichts Schlimmes wäre).

Der stundenlange tägliche Fernsehkonsum des Durchschnittsbürgers, die hektischen Wochenendnächte in den dröhnenden Trink- und Tanzlokalen und die zugestöpselten Ohren vieler junger Menschen, die wummernden Soundmaschinen in den Autos und die mit Plastikmusik verkleisterten Einkaufszentren lassen erahnen, dass die Stille und das Schweigen als bedrohlich empfunden werden. Man erinnert sich an Pascals Vermutung, dass des Menschen Verhängnis in seiner Unfähigkeit liege, mit sich allein in einem Zimmer zu sein. (Andererseits klingt dem Bibelkundigen der Satz aus der Genesis im Ohr, es wäre nicht gut, dass der Mensch allein sei.)

Das alles – und vieles mehr – sind die Bedingungen, unter denen heute Menschen zusammenkommen, um Gottesdienst zu feiern: ein Kontrastprogramm zu dem, was gegenwärtig mehrheitsfähig ist. Was in den Kirchen »abläuft«, ist weder trendy noch sexy, ist kein Event, keine

»weder trendy noch sexy«

Aktion, keine Installation, macht keinen Spaß, man wird weder high noch happy. Und die Versuche, es den Discos oder Fernsehshows nachzumachen, sind von Mitleid erregender Dürftigkeit: der Priester als Sakralentertainer, der Prediger als witzig-sein wollender Moderator, der Musiker als swingender Animateur.

Dennoch: Ist es ein unsittliches Ansinnen, wenn Menschen unserer Zeit in der Sprache unserer Zeit und in den Formen unserer Zeit Gottesdienst feiern wollen? Gibt es so etwas wie einen zeitgemäßen Gottesdienst? Und kann etwas Derartiges gelingen, wenn doch das Ereignis, das da gefeiert werden soll, zweitausend Jahre zurückliegt, wenn die Sprache, die Symbole und die Handlungen in diesem riesigen Zeitraum zu dem zusammengewachsen sind, was wir heute Liturgie nennen? Kann man eine weltweit gemeinsame – und deshalb im Grundsätzlichen einheitliche – Liturgie überhaupt zeitgemäß feiern?

Gesamtkunstwerk

● *Nach einem Gottesdienst fragt ein junger kirchenfremder Besucher den Priester, was es denn in der Messe mit dem Schaf auf sich habe. Irritiert fragt der Seelsorger nach: »Wieso Schaf?« – Na ja, da habe er eine kleine weiße Scheibe gehalten und etwas vom Schaf Gottes gesagt. »Aha – das Lamm Gottes. Das ist aber eine lange Ge-*

schichte», bemüht sich der Gefragte, »es schaut aus wie ein rundes Papier, ist eigentlich ein Brot, schmeckt aber wie eine Oblate und ist der liebe Jesus.« – »Und das Schaf?« – »Hm, das ist eine Metapher für den gekreuzigten Jesus.« – »Und was ist eine Metapher?«

Der Ablauf einer katholischen Messe ist ein dichtes Geflecht von Symbolen und Texten, sozusagen eine szenische Collage aus Ritualen und Sprüchen, die sich in Jahrhunderten aus mehreren Kulturen und Religionen (orientalisch, griechisch, römisch, jüdisch, christlich ...) zu einem »anonymen Gesamtkunstwerk« verbunden haben. Außer in den allerersten Jahren nach Jesus

»irgendwie befremdlich«

(in der jüdisch-christlichen Gemeinde von Jerusalem) hat diese Feier wohl immer irgendwie befremdlich gewirkt. Und das mag zugleich anziehend und abweisend gewesen sein. Banal und selbstverständlich war es vermutlich nie.

Die Szene vor der Kommunion mit dem »Lamm Gottes« und der Antwort der Gemeinde »O Herr, ich bin nicht würdig ...« dauert knapp 15 Sekunden. Sie in allen Verknüpfungen, Anspielungen, biblischen Zitaten und in ihrer Symbolsprache kurz und nüchtern zu erklären, benötigt etwa eine gute Stunde. Die immer noch nicht restlos erforschte Bedeutung aller sprachlichen und rituellen Elemente der Eucharistie ist in mehrbändigen wissenschaftlichen Werken nachzulesen. Um all das zu verstehen, braucht es gediegene historische, altsprachliche, kulturwissenschaftliche und natürlich theologische Kenntnisse.

Ein Vergleich aus der Musik mag es deutlich machen: Um von einer Komposition berührt, vielleicht sogar ergriffen zu sein, ist es keineswegs notwendig, Harmonielehre, Kontrapunkt, Formenlehre, Instrumentation und alles Denk-

bare an Musiktheorie zu kennen. Man muss nicht einmal Noten lesen können. Letztlich ist alle Theorie sogar für einen Musiker entbehrlich, wenn er spontan, begabt und kreativ singt, spielt oder erfindet. Die Theorie verhilft vielleicht zu einer besonders kunstvollen Komposition, lässt

»Minderheitenprogramm«

auch den Eingeweihten mehr verstehen als den naiven Hörer. Doch das innerste Wesen musikalischen Ausdrucks liegt auf einer anderen Ebene.

Gottesdienst ist grundsätzlich ein Minderheitenprogramm. Ähnlich dem Fernsehen, das auch seine höchsten Quoten nicht bei Kulturprogrammen, sondern in der Unterhaltung bekommt, werden die Kirchen nicht so gestürmt wie Fußballplätze, Jahrmärkte oder Einkaufszentren. Wenn man jedoch den gegenwärtig hartnäckig reformunwilligen Katholizismus bedenkt, ist man überrascht, dass sich Österreichs Kirchen allwöchentlich mit beinahe einer Million Messbesuchern füllen. Es sind jedoch – vor allem in den Städten – kaum mehr junge Menschen, die sich von dem angezogen fühlen, was allsonntäglich in den Kirchen geschieht.

Gottes Dienst

● *Die meisten Christen bleiben ihren Versammlungen fern. Ähnliches gilt auch für Gewerkschafts-, Partei- und Vereinsmitglieder. Eine große Gemeinschaft, die wenigstens 10 bis 20 Prozent ihrer Mitglieder freiwillig zu einer wöchentlichen Versammlung bringen kann, muss man lange suchen. Wenn man Mitglieder – welchen Vereins auch immer – fragt, warum sie selten oder gar nicht kommen, bekommt man in der Regel folgende Antworten:*

»Das gibt mir nichts. Das sagt mir nichts. Das ist langweilig.«

Wenn man die Antworten ernst nimmt, kann man durchaus gute Schlüsse ziehen: Ein Gottesdienst soll mir etwas geben. Oder auf Pastoraldeutsch: Im Gottesdienst werde ich beschenkt. Oder bedrohlich formuliert: Ein Gottesdienst, aus dem man nicht irgendwie bereichert heimgeht, ist missglückt. Wer einem Menschen etwas schenken will, muss sich für ihn interessieren, etwas über ihn wissen. Um das zu können, muss er mit ihm kommunizieren. Biblisch gesagt: Der Gottesdienst ist für den Menschen da – und nicht umgekehrt. Der Gottesdienst ist nicht so sehr Dienst des Menschen an Gott, sondern Gottes Dienst an uns.

Ein Gottesdienst soll mir etwas sagen. Das tut er jedoch nicht dann besonders gut, wenn besonders viel geredet wird. Nur wer sparsam und authentisch redet, wird etwas sagen können. (Viele Sonntagsmessen sind wortreich bis geschwätzig und keineswegs »vielsagend« – oft bleibt nicht einmal ein Satz haften, wenn man heimgeht.) Die Landessprache macht den Got-

»sparsam und authentisch«

tesdienst nicht automatisch verständlich (siehe: »Schaf Gottes«). Die genormte Liturgiesprache kann ebenso zur Fremdsprache werden wie die Erbaulichkeitsrede des Predigers. Kraft und Ausstrahlung bekommt die Sprache durch die Sprecherin/den Sprecher, seine/ihre Authentizität, seine/ihre Persönlichkeit und die Fähigkeit, Beziehung herzustellen.

Ein Gottesdienst darf nicht langweilig sein. Das ist vielleicht deshalb so schwer zu berücksichtigen, weil die Musik, die den einen begeistert, den anderen anöden kann. Gleiches gilt für fast alles, was sonst noch in der Messe geschieht. Und vor allem für die Wiederholung. Langweil-

le entsteht auch dadurch, dass wir in einer Zeit des Überflusses an Bildern, Texten, Ereignissen, Unterhaltung und medialen Events leben. Nicht einmal sex and crime reißen den abgebrühten Zeitgenossen aus seiner passiven Konsumhaltung. Sicherlich liegt die Chance des Gottesdienstes nicht im Mithecheln inmitten der allgemeinen Kurzatmigkeit.

Im schrägen und schrillen Getön und Getue mitzuhalten, ist sicher der falsche Weg. Gegen das Gebrüll anzuschweigen ist vermutlich ähnlich mühsam und wenig erfolgsträchtig, wie gegen Gewalt mit Gewaltlosigkeit anzugehen.

»gegen die liturgische Hektik«

Doch erfüllt sich vielleicht die Paradoxie der Bergpredigt darin, dass Christinnen und Christen gegen den Zeitgeist unbeirrt ihren Weg gehen. Zu den unauffälligen und dennoch bemerkenswerten Krankheiten gegenwärtiger Liturgie gehört es, dass ihr die Stille abhanden gekommen ist. Gegen die liturgische Hektik, gegen das geschwätzige Gerede, gegen das geschäftige Getue mag das Schweigen auch eine Wohltat sein. Kein Gottesdienst ohne Stille.

»Ich gehe gerne in die Kirche. Doch nie während der Gottesdienste. Ich liebe die Stille.«

sorgfältig gestaltet

● Die Versuche, aus der Liturgie eine vergnügliche Sache zu machen, ein aufregendes Event oder wenigstens eine unterhaltsame Stunde, wird wohl scheitern müssen. Nicht weil sich mit einiger Fantasie und Anstrengung – und vermutlich mit hohem finanziellem Aufwand – nicht ein derartiges Ereignis durchführen ließe, sondern weil das Wesen eines guten Gottesdienstes andere Kriterien hat als die Unterhal-

tungs- und Bewusstseinsindustrie. (Vorbilder aus der TV-Welt der USA: ein religiöser Entertainer mit fetziger Musik, Videoprojektionen und einer swingenden Tanztruppe zu chorischen Hallelujarufen ...)

Was man allerdings tun kann – und es werden immer mehr Gemeinden, die sich darum bemühen – ist die sorgfältige Gestaltung jener Elemente, aus denen sich seit jeher Liturgie zusammensetzt: Das Wort, die Musik, das Symbol, die Gemeinschaft, das alles ist vorzubereiten –

»wie eine beliebige Repertoirevorstellung«

doch nicht in jener Routine, in der jede Messe wie die beliebige Repertoirevorstellung einer unendlichen Vorstellungsserie anmutet, in der jeweils nur zwei Lesungen, drei Lieder und vier Gebete ausgetauscht werden. Die vor allem in den Städten viel zu vielen Gottesdienste bei gleichzeitigem Priestermangel bringen es mit sich, dass allein schon die authentische Präsenz des Priesters immer seltener gelingt. Denn die kraftvolle Ausstrahlung einer authentischen Persönlichkeit gelingt nicht beliebig oft und in wechselnden Gemeinden.

Die offiziellen liturgischen Texte gehören nicht – wie heute allgemein üblich – verlängert und vermehrt, sondern gestrafft und gekürzt. Und vor allem übersetzt. Denn Texte, die global einheitlich bloß in die Landessprache übersetzt sind, bleiben dennoch fremdsprachig. Das Misstrauen Roms in die Bischöfe und Bischofskonferenzen verhindert lokal unterschiedliche und sprachlich lebendige Texte. (Dass auch eine Gemeinde sprachlich kreativ sein könnte, ist nicht vorgesehen. Die Fürbitten als Reservat des Erlaubten gedeihen deshalb in unerbittlicher Üppigkeit. Ebenso die Krebsgeschwüre der kleinen über die Liturgie verteilten Miniaturpredigten.)

Kraftvolles und zugleich sparsames Wort findet sich kaum. Von Poesie nicht zu reden. (Dafür wuchert der Sprachkitsch zwischen den offiziellen Texten.)

Die Predigt hat angesichts des professionellen Redens in Hörfunk und Fernsehen eine übermächtige Konkurrenz bekommen. Die Kunst, in profaner Sprache Religiöses zu sagen, wird kaum gelehrt. Und lässt sich vielleicht auch schlecht lehren. Die durchschnittliche Predigt begnügt

»die Kunst, in profaner Sprache Religiöses zu sagen«

sich damit, Bekanntes zu wiederholen (– etwa zu Weihnachten die blumige Mitteilung, das Jesus geboren wurde). Predigt als Schriftauslegung – als aktualisierende Übersetzung der Bibeltexte – ist mehr als ein Wort zum Sonntag, das sich als aktuell versteht, weil es auf das Fernsehprogramm Bezug nimmt. Die römischen Verbote, auch so genannte »Laien« (also Nichtgeweihte), auch Frauen und einfache Gemeindeglieder zu Wort kommen zu lassen, bürden den wenigen verbleibenden und inzwischen durchwegs alten Priestern fast nicht mehr Leistbares auf.

Sprache der Musik

- Die Musik hat ihre führende Rolle in der Liturgie längst eingebüßt. In der lateinischen Kleusliturgie bis zum Konzil hat die Musik oft jene Brücke zu den Gläubigen geschlagen, die dem (lateinischen) Wort versagt war. Und da die Musik mächtiger ist als die Sprache, wenn es darum geht, die Herzen der Menschen zu erreichen, wurde dieser Verlust nie aufgeholt. Die an sich löblichen Versuche, modernes geistliches Lied zu pflegen, ersetzten nur alte Pop(ulär)musik durch neue. Gitarre statt Orgel ist kein Programm, um

der Musik wieder jenen Platz zu geben, den sie seit den Anfängen christlicher Kulte hatte. Hier wechselt nur der Sound, nicht aber die Rolle der Musik.

In der herkömmlichen Kirchenarchitektur war der Orgelchor als Gegenstück zur Kanzel der Ort der zweiten Kirchensprache. (Oder in einigen alten Zisterzienserkirchen: Orgel und Kanzel links und rechts vom Altar.) Die Sprache des Wortes und die Sprache der Musik als die beiden Sprachen der Liturgie: Wo das Wort versagen muss, weil das Göttliche nicht sagbar und kaum

»um, vor und zu Gott spielen«

ansprechbar ist, kann die Musik (und überhaupt die Kunst) um, vor und zu Gott spielen. Von der früheren reichen und vielfältigen kirchlichen Musikkultur blieb nur mehr das karge Sonntagsmenü weniger Lieder und des (meist bescheidenen) Orgelspiels. Die wenigen Hochämter mit Chor und Instrumenten wirken heute oft wie museale Reste vergangener Bürgerkultur.

An dieser Stelle soll es wieder und überdeutlich gesagt werden: Die Musik ist nicht Ornament der Liturgie – wie vielleicht der Blumenschmuck oder die Ministrantengewänder. Die Musik ist Liturgie. Sie ist neben der Verbal-sprache und dem Symbol eine jener Sprachen, in denen das Heilige »zu Wort kommt«. Und sie ist vor allem (um es endlich in die trostlose Trockenheit vieler Sonntagsmessen hinauzuweisen)

jene Sprache, die menschliche Herzen mehr und tiefer erreicht, als das tüppige Gerede liturgischer und homiletischer Texte. Musik kann erfreuen, ermutigen, kann nachdenklich machen, lässt auch dem eigenen Suchen und Denken Raum, und sie kann – was dem Wort leider so selten gelingt – sie kann trösten.

Sonntagspflicht?

● Das Ende der pflegeleichten Sonntagsliturgie ist schon längst gekommen. Die Sprache der Symbole wurde nach den nüchternen nachkonziliaren Jahren zunehmend wieder entdeckt. Ebenso die kommunikativen Elemente jeder guten Liturgie: Begrüßung, Predigt, Friedensgruß, Verabschiedung, bis zum Treffen vor dem Kirchentor und im Pfarrcafé. Der Sonntagsmesse, die man früher während des Sonntagsausfluges in irgendeiner an der Autostraße liegenden Pfarrkirche besuchte, um seine »Sonntagspflicht« zu erfüllen, fehlte weitgehend dieses soziale und kommunikative Element. Dem gegenüber haben viele heutige Gemeindemessen wieder eine erfreulich kreative und soziale Note.

»Eigenartig«, sprach die betagte Kirchenbesucherin, »in meiner Kindheit redete man von der Sonntagspflicht. Das Wort höre ich heute nicht mehr. Aber es erinnert mich an die ehelichen Pflichten. Auch sie erfüllte man selten lustvoll und genussreich.«